

«Frauenlohn galt als Zusatzverdienst»

Historiker Christoph Maria Merki beleuchtet in einer Publikation die liechtensteinische Frauenerwerbsarbeit im vergangenen Jahrhundert.

Interview: Cornelia Lehner*

Heutzutage sind Frauen hierzulande in allen Berufsfeldern vertreten, vielfach wie etwa in der Technikbranche sogar ausdrücklich erwünscht. Sie werden als Führungspersonen anerkannt und die Politik setzt sich für die Vereinbarung von Beruf und Familie ein. Doch das war nicht immer so, wie **Christoph Maria Merki** in seiner Publikation «Ein Jahrhundert Frauenerwerbsarbeit» aufzeigt. Der Schweizer Historiker beschreibt anhand von Einzelschicksalen die zahlreichen Facetten der weiblichen Arbeitsrealitäten in Liechtenstein und zieht Parallelen zur Gegenwart. Im Interview spricht Merki über ungleichen Lohn für gleiche Arbeit, Statusgewinn und das überraschend hartnäckige traditionelle Familienmodell.

Herr Merki, welche Frauen gingen vor gut hundert Jahren überhaupt einer Erwerbsarbeit nach?

Christoph Maria Merki: Ausserhäusliche Frauenerwerbsarbeit war im bürgerlichen Familienmodell des 19. Jahrhunderts nur für unverheiratete, kinderlose oder verwitwete Frauen vorgesehen. Wer heiratete, gab seinen Beruf in der Regel auf. Wenn verheiratete Frauen einer Erwerbsarbeit nachgingen, dann taten sie dies vor allem, weil sie mussten, also weil das Einkommen ihres Ehemannes nicht für die Finanzierung des gemeinsamen Familienlebens reichte.

In welchen Berufen waren Frauen hauptsächlich tätig?

Solange der Agrarsektor in Liechtenstein der wichtigste Sektor war – also bis mindestens in die 1930er-Jahre hinein – war die Arbeit oder die Mitarbeit der Frauen auf dem Bauernhof die wichtigste Frauenerwerbsarbeit. Daneben gab es einige typische Frauenberufe wie das Dienstmädchen oder die Damenschneiderin. Auch in der Textilindustrie oder in der Zahnfabrik Ramco, der heutigen Ivoclar, waren die Frauen als sogenannte Fabriklerinnen in der Mehrheit.

In welchen Berufsfeldern waren hingegen weniger Frauen anzutreffen?

Heutzutage arbeiten viele Frauen in der Verwaltung, zum Beispiel als kaufmännische Angestellte oder als Sozialarbeiterin, in der Pflege oder im Gesundheitswesen, zum Beispiel als Krankenschwester oder Arzthelferin, oder in der Erziehung, etwa in einer Kindertagesstätte oder als Lehrerin. Diese Berufe, welche die Frauenerwerbsarbeit jetzt dominieren, wurden in Liechtenstein erst in den 1960er-Jahren wichtig. Als Lehrerinnen akzeptierte man lange Zeit nur Nonnen, die als sogenannte Lehrschwestern tätig waren.

Wie sah es mit dem Lohn aus?

Die Frauen waren schlecht bezahlt, weil der Frauenlohn als blosser Zusatz- oder Übergangsverdienst galt, nicht wie der Lohn eines männlichen «Ernähmers». Für gleichwertige Arbeit erhielten die Frauen deshalb etwa halb so viel Lohn wie die Männer. Sie akzeptierten diesen Missstand kluglos – gewzungenemassen.

Durften alle Frauen einer Erwerbsarbeit nachgehen?

Bis 1992 benötigte eine Ehefrau in Liechtenstein die Erlaubnis ihres Ehemannes, um erwerbstätig werden zu können. Eine verheiratete Frau, die arbeitete, taxierte man lange Zeit als Doppelverdienerin, die einem männlichen «Ernährer» den Job wegnahm.

Welchen Status hatten erwerbstätige Frauen in der Gesellschaft?

Frauenerwerbsarbeit galt als notwendiges Übel. Entsprechend niedrig war der Status der weiblichen Erwerbstätigen, insbesondere jener der verheirateten Frauen.

Gab es auch Chefinnen beziehungsweise selbstständige Frauen?

Durchaus, allerdings nur sehr wenige. Es gab manchmal Witwen, die den Betrieb ihres verstorbenen Ehemannes weiterführten, bis der älteste Sohn herangewachsen war. Die Chance,



Blick in die Werkhalle der Näherei Marxer, Balzers, 1976.

Bild: SgAV 09/049/109/018/A, Quelle: Liechtensteinisches Landesarchiv, Fotograf: Xaver Jehle, Schaan

selbstständig zu werden, hatte man am ehesten noch als Wirtin oder Detailhändlerin, wobei es offiziell oft die Väter, Brüder oder Ehemänner waren, auf die das Restaurant oder der Laden eingetragen war – und nicht auf die Frau, welche die Arbeit tatsächlich erledigte.

Welche Rolle spielten traditionelle Rollenbilder?

Diese Rollenbilder existieren bis heute, je nach Milieu nur unterschwellig oder ganz explizit. Viel wichtiger für die Frage, ob jemand arbeitete oder nicht, waren die jeweiligen sozioökonomischen Umstände. Ob eine Frau erwerbstätig war oder nicht, hing in erster Linie vom verfügbaren Familieneinkommen ab.

Wie ging es mit der Frauenerwerbsarbeit in der Nachkriegszeit weiter und hat sich der Status von erwerbstätigen Frauen in der Gesellschaft verändert?

Einige typisch weibliche Erwerbstätigkeiten verschwanden,

andere erlebten einen Aufschwung. Der Status der Frauenerwerbstätigkeit ist heute deutlich höher als in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sehr viel besser geworden ist in den letzten Jahrzehnten die Ausbildung der Frauen. Bis 1968 war den Mädchen in Liechtenstein die Gymnasialausbildung verschlossen. Heute sind die Maturandenquoten der Mädchen und die der Knaben praktisch gleich hoch. Allerdings gibt es bei der Berufswahl noch immer grosse geschlechtertypische Unterschiede. In technischen Berufen findet man beispielsweise kaum Frauen. Studentinnen wählen viel häufiger sozial- und geisteswissenschaftliche Fächer. Im Ergebnis überlassen Frauen die Ausbildungen und Berufe, in denen man Karriere machen kann und die gut bezahlt sind, noch viel zu oft den Männern.

Was hat sich in den vergangenen hundert Jahren am meisten verändert?

Die Erwerbstätigenquote der Frauen hat sich in den letzten achtzig Jahren in Liechtenstein fast verdoppelt, von offiziell 24 Prozent auf 45 Prozent. Allerdings wurde die Frauenerwerbsarbeit durch die Statistik früher systematisch unterschätzt, weil Teilzeittätigkeiten oder die Mithilfe im Familienbetrieb oder auf dem Bauernhof oft nicht richtig erfasst wurden.

Und was ist gleich geblieben?

Die klassische Rollenteilung zwischen Mann und Frau ist in Liechtenstein erstaunlich konstant geblieben. Auch heute arbeiten viele der erwerbstätigen Frauen Teilzeit. Die Quote der erwerbstätigen Frauen ist in Liechtenstein heutzutage markant niedriger als etwa in der Schweiz. Dies dürfte vorab mit dem Wohlstand und nur sekundär mit dem dominierenden Rollenbild zu tun haben. Denn viele verheiratete Liechtenstei-

nerinnen und vor allem liechtensteinische Mütter können es sich angesichts der guten Gehälter ihrer Ehemänner und angesichts der gut ausgebauten staatlichen Leistungen für Familien leisten, nicht oder nur in Teilzeit zu arbeiten.

Warum haben Sie sich mit der Frauenerwerbsarbeit im vergangenen Jahrhundert beschäftigt?

Aus purer Neugier und weil uns die Geschichte die aktuelle Debatte um diese Frage hoffentlich reflektierter führen lässt. Mir fällt zum Beispiel auf, dass bei der heutigen Debatte um Gleichberechtigung und Familienarbeit meistens nur die Frauen im Fokus stehen und nicht beide Geschlechter. Die harten Fakten, also insbesondere die ökonomischen Zwänge, kommen bei vielen Betrachtungen zu kurz.

Auf welche Schwierigkeiten sind Sie im Forschungsprozess gestossen?

Die meisten der erwähnten Zusammenhänge sind schlecht nachzuweisen und zum Teil statistisch kaum belegt. Vor allem hätte ich gerne mehr Quellen gehabt, in denen die Frauen ihre Sicht der Dinge und ihren Alltag schildern.

Was hat Sie überrascht?

Mit welcher Heftigkeit die Gleichberechtigungs- und Gleichstellungsdebatte heute geführt wird, obwohl die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter schon seit Jahrzehnten erreicht ist und sich eine echte Diskriminierung der Frau, sofern es sie denn überhaupt noch gibt, kaum nachweisen lässt. Im Rückblick des Historikers wurde sehr viel erreicht. Manchmal scheint mir, dass um die letzten Details, die im diachronen Vergleich nicht mehr so entscheidend sind, in den Medien ein unverhältnismässig wüster Kampf ausgetragen wird.

Zur Person

Christoph Maria Merki (63) ist ein freischaffender Schweizer Historiker, der in Vaduz lebt. Er habilitierte sich mit einer Arbeit über den frühen Automobillismus in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, war Direktor des Liechtenstein-Instituts und unterrichtete an verschiedenen Universitäten.



Welches Fazit ziehen Sie?

In der liechtensteinischen Politik steht die Familienförderung über allem. Sie zementiert das traditionell katholische Frauenbild – nämlich, dass die wahre Bestimmung der Frau allein in der Mutterrolle liege. Viel wichtiger als noch einen Kita-Platz zu subventionieren oder ein Elterngeld einzuführen, das ohnehin nur die Frauen aus der Unterschicht oder jene aus der Oberschicht in Anspruch nehmen werden, wäre es meines Erachtens, sich Massnahmen zu überlegen, die die egalitäre Arbeitsteilung innerhalb einer Partnerschaft fördern. Ohne die Emanzipation des Mannes kann die Emanzipation der Frau nicht gelingen.

Hinweis

*Das Interview wurde schriftlich geführt.

Publikation zum Thema

Merki, Christoph Maria (2023): Ein Jahrhundert Frauenerwerbsarbeit. Gamprin-Bendern (Beiträge Liechtenstein-Institut, 53).



Sekretärinnen im Büro, circa 1965.

Bild: SgAV 01 NS 021/034, Quelle: Liechtensteinisches Landesarchiv, Fotograf: Walter Wachter, Schaan